

Arnica Esterl

Kinder brauchen Märchen

Es war einmal, vor langer Zeit ...

So fangen die Märchen an. Dieser Anfang ist uns lieb und vertraut. Was ist es, das diesem alten Märchenanfang solchen Zauber verleiht? Warum rührt er uns an, auch wenn wir vielleicht lange schon die Verbindung mit der Märchenwelt verloren haben? Wenn wir ihr vielleicht sogar skeptisch oder ablehnend gegenüberstehen?

Es gibt keine einhellige Antwort auf diese Frage. Viele unterschiedliche Empfindungen ruft dieses »Es war einmal ...« hervor. Aber all diesen Empfindungen liegt doch wohl immer wieder das Erlebnis zu Grunde, dass uns dieser Satz in ein Reich zu führen verspricht, in dem auch wir als Kind noch lebten und das wir verlassen mussten, als wir heranwuchsen und die »Realität des Lebens« ihr Recht forderte.

Schauen wir auf die einzelnen Märchen zurück, dann sind es die gleichen Gestalten, Namen, Schilderungen und Abenteuer, die uns mit frühen Erinnerungen und gleichzeitig mit den heutigen Kindern verbinden. Hänsel und Gretel, Sneewittchen, Dornröschen, Rotkäppchen, Rapunzel und Rumpelstilzchen sind uns so vertraut, wie wenn wir in alten Zeiten mit ihnen zusammen gewohnt, gelebt und gelitten hätten. Es gibt kaum Geschichten, die so weltweit immer und immer wieder erzählt werden wie gerade diese »Märchen für kleine Kinder«, wie sie erstaunlich hartnäckig genannt werden.

Märchen sind Erwachsenengeschichten

Dabei hat die moderne Märchenforschung lange schon erkannt, dass Märchen früher von Erwachsenen für Erwachsene erzählt wurden. Und die Zuhörer lebten damals mit der gleichen Spontaneität und Hingabe in dieser Bilderwelt, wie die Kinder es heute tun. Wenn wir uns umschaun, finden wir noch den Brauch, vor allem in den östlichen und südlichen Ländern, dass im Kreise der Erwachsenen bekannte Märchen und Geschichten ausgetauscht werden. Aber auch in den westlichen Ländern gewinnt das frei erzählte Märchen seit etlichen Jahren wieder mehr Freunde.

Diese Tradition, diese Kunst des Erzählens, führt uns letztlich über Jahrhunderte und Jahrtausende zurück in eine Zeit, als nur das gesprochene Wort wirkte, als die sinntragenden Geschichten nicht aufgeschrieben wurden, nicht aufgeschrieben werden konnten oder durften.

Wir können uns im Zeitalter des Buchdrucks, der Vervielfältigungen und Reproduktionen kaum vorstellen, dass die Menschen damals nur das erfuhren und

wussten, was ihnen mündlich überbracht wurde, und dass das Betrachten von Kunst und künstlerischen Darstellungen in der Welt eine seltene Sache war. Es waren die Plastiken an den Tempeln oder die Bilder in der Kirche, die seltenen Buchmalereien in der Bibel, die wieder und wieder angeschaut wurden, so wie die Geschichten zu diesen Bildern und die in abendlichen Runden vorgetragenen Märchen wieder und wieder gehört wurden.

Wie alt sind die Märchen?

Diese Frage lässt sich wegen der mündlichen Weitergabe nicht eindeutig beantworten. Die ältesten Schriften der Völker, die wir kennen: das Epos von Gilgamesch von Uruk, die ägyptischen Hieroglyphen mit der Geschichte von den zwei Brüdern Anup und Bata, das Märchen von Amor und Psyche oder die Anklänge an Sagen und Mythen im Kanon der Bibel zeigen, dass hier Erzählungen festgeschrieben wurden, die schon eine lange Zeit vorher von Mund zu Ohr verbreitet worden waren. Sie erzählten von Geburt und Tod, von Liebe und Leid, von Mut und Verzweiflung, vom Heranreifen und von Verirrungen, von allem, was im Leben des Menschen und seines Stammes oder Volkes als wichtige Stufe erfahren wurde. Die Geschichten, in denen die Menschen seit jeher ihr individuelles Leben und das der Menschheit überhaupt am »sinnvollsten« erleben konnten und jetzt auch noch erleben können, sind in der Bilderwelt der Mythen und Märchen gegeben.

Erst viel später, in der »Lesezeit« der Menschen, wurden Sagen und Märchen aufgeschrieben und dann gezielt gesammelt. So sind sie Literatur geworden. Nur, unsere Kinder leben noch in der »Vorlesezeit«. Können wir Erwachsenen heute beim Lesen die gleichen intensiven Empfindungen haben wie unsere Kinder oder wie die Zuhörer in den vergangenen Jahrhunderten?

»Krieg ich eine Geschichte?«

Welches kleine Kind hat diese Frage noch nicht gestellt, wenn es sich von Spiel und Alltag zurückgezogen hat und den Erwachsenen sucht? Dabei geht es den Kindern nicht um nette Unterhaltung, sondern um einen elementaren Wunsch nach »Seelennahrung«, ähnlich dem Bedürfnis nach rechter Ernährung für den Leib.

Hier sind Mütter, Väter, Großeltern, Erzieher und Lehrer, ja auch ältere Geschwister gefordert. Sie können eine Geschichte aus dem Stegreif erzählen, können ein Bilderbuch vorlesen oder zu den Bildern sprechen, sie können Märchen vorlesen oder – besser noch – erzählen, können älteren Kindern Bücher in Fortsetzung vorlesen. Das sind für Kinder ganz wesentliche Erfahrungen in der Entwicklung ihres inneren Lebens. Denn einem Kind, das fragt: »Krieg ich eine Geschichte?« geht es anfänglich gar nicht so sehr um die »Geschichte«, schon gar nicht um eine bestimmte. Die Kinder suchen die Nähe und Zuwendung des

Erwachsenen, wollen von ihm angenommen und aufgenommen sein. Oft rutscht dann noch der Daumen in den Mund, wird der Schoß oder die Umarmung gesucht, und das Kind wird »ganz Ohr«. Doch dann wünscht es bald »seine« Geschichten, »seine« Märchen.

Was lernen Kinder beim Zuhören?

Nie im Leben lernt ein Mensch mehr als in den ersten Lebensjahren. Das Kind *ist* Lernen, d.h. es nimmt mit seinem ganzen Wesen Welt auf und bildet damit die Organe und Fähigkeiten aus, die es später selbstständig handhaben kann, um sein Leben zu gestalten. Im Bewegen, Laufen und Spielen lernt das Kind, sich in die Gesetze der Welt hinein zu finden, das Gleichgewicht zu üben, alle Sinne zu betätigen, zugleich aber auch seine inneren Organe zu stärken und zu differenzieren. Die Geschicklichkeit der Fingerchen fördert nicht nur die äußeren Fähigkeiten, sondern wirkt sich z.B. auf die Sprache und das Vorstellungsleben des Kindes aus. Hier ist alles von Bedeutung, was sich in der Umgebung des Kindes abspielt, denn durch die Nachahmung, die größte »Lernkraft« des Kindes, prägt sich alles tief in die Bildung des Leibes und der Seele ein.

Wenn das Kind nun eintaucht in eine Erzählung oder auch in liebevoll gesprochene Worte oder in ein gesungenes Lied, dann bewegt es sich mit gleicher Intensität wie vorher beim Spielen in seiner Innenwelt und entwickelt die Organe, die es für sein seelisches Leben braucht: das Vertrauen in die Kraft des Guten, Mut, Trauer, Angst, Staunen und Freude über das Wunderbare, Fantasie und Moralität, das Maß für Menschen und Dinge, Urteils- und Beobachtungsfähigkeit. Es ist zudem die Fähigkeit der Hingabe, die aus dem Zuhören-Können erwächst, und vor allem das Leben in Bildern, die durch die Sprache aufgerufen werden.

Warum gerade Märchen?

Deshalb sollten wir die Sehnsucht unserer Kinder nach Märchen ernst nehmen. Gerade an Kindern können wir lernen, wie »wirklich« dieses Reich der Märchen noch immer ist. Sie sind nicht erstaunt, wenn sie Geschichten erzählt oder vorgelesen bekommen, die wir Erwachsenen nicht (mehr) ergründen können. Alles, was erzählt wird, geschieht hier und jetzt und immer. Der Kreis der kleinen Zuhörer und Lauscher taucht mit den Worten des Märchens mühelos in eine Zeit und in eine Welt ein, die weit vor ihrer Geburt zu liegen scheint, die sich aber bei jedem Erzählen neu ereignet. An ihren großen Augen sehen wir, wie die erzählten Figuren »laufen lernen«. Ein kleiner Junge, der mit fest zugekniffenen Augen im Kreis saß, antwortete auf die Frage: »Was machst Du da eigentlich?« mit dem unwilligen Ausruf: »Erzähl nur weiter! Es wird immer bunter!«

An diesem Ausruf erkennen wir, wie stark Worte wirken können, wie »bildernd« sie sind. In der Welt der Märchen breiten wir die Welt des Lebens vor den Kindern aus. Der Wald, der so oft am Anfang durchwandert werden muss,

umfasst die Erfahrung, sich von zu Hause lösen zu müssen oder zu wollen. Rotkäppchen, Hänsel und Gretel, Sneewittchen finden als Erstes, wenn sie alleine sind, den Wald. Rätselhaft und ungewiss ist das, was sie erwartet, und erst zum guten Ende »lichtet« sich das Dunkel. Dann finden sie zu sich selbst und zu ihrer Bestimmung.

Die mitleidvolle Begegnung mit Tieren wie den Bienen, Fischen oder Enten, mit dem Adler oder dem Fuchs, denen geholfen wird, öffnet den suchenden und kämpfenden Helden den Zugang zu den Kräften in der Natur. Wenn sie gebraucht werden, dann sind zum Beispiel die Ameisen zur Stelle und suchen Perlen und Hirsekörner aus dem Moos, die Fische und Enten bringen versunkene Schätze aus den Tiefen des Wassers herauf.

Andere geheimnisvolle Helfer, die weise alte Frau oder das kleine Männlein, schenken den verzagenden Mädchen und Jungen ein Töpfchen, das von selbst kocht, oder ein Schiff, das zu Wasser und zu Land fahren kann. Sie zeigen damit, dass niemand allein ist und dass noch viele verborgene Kräfte in der Welt und in ihnen selbst schlummern.

»Gibt es bei uns auch Hexen?«

Aufgewühlt durch die Erzählungen wird so manches Kind diese Frage stellen. Und der Erwachsene, an den sie gerichtet wird, muss dann eine Antwort finden. Wir können uns nicht davon stehlen mit der vagen Andeutung: »Nein, bei uns nicht, nur im Märchenland«. Denn Kinder hören eben nicht nur mit den äußeren Ohren, mit den Ohren am Kopf. Sie sind, wie gesagt, ganz Ohr! Sie hören mit Herz und Seele zu. Sie nehmen das Märchen wahr! Sie weinen mit den weinenden und lachen mit den heiteren Märchenhelden und -heldinnen. Sie haben Angst, wenn Hänsel und Gretel allein im Wald zurück bleiben, und sie tanzen mit den Geißlein um den Brunnen, wenn der Wolf ertrunken ist. Sie freuen sich, wenn Aschenputtel den Prinzen heiratet, und hoffen, dass der Hirtenjunge die ersehnte Braut und das halbe Königreich bekommen wird.

Können wir Erwachsene auch noch so zuhören? Spüren wir den Wind, der Kürdchens Hütchen mitreißt, schmecken wir das Wasser des Lebens, das den alten König wieder gesund macht? Empfinden wir Kummer und Einsamkeit, wenn die Gänsemagd dem Eisenofen ihr Leid klagt?

Erinnern wir uns doch einmal an die frühen Erzählungen der Großmutter oder des Großvaters oder an die Stimme, die vorgelesen hat, an die heimlichen Ängste, die wir in der Nacht hatten, aber auch an die Zeiten, da wir mit der Taschenlampe die spannendsten Märchen unter der Decke gelesen haben.

Erst wenn wir uns selbst in diese alte Märchenwelt »neu« einleben, werden wir entdecken, dass es neben der Hexe auch eine Erzzauberin und einen Zaubermeister, eine Fee, ein graues Männchen oder eine Steinalte gibt. Jetzt können wir den Kindern auf ihre Frage antworten: »Hexen und Feen laufen nicht durch unsere Straße und der Wolf liegt nicht unter dem Bett. Aber immer, wenn wir erzählen, kommen sie aus dem Märchenland zu uns.«

Sind Märchen grausam?

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie farbig und vielseitig die Märchen sind. So sollte auch unser Erzählen sein. Wir teilen zwar beim Sprechen die Freude und den Kummer, die Spannung und das erlösende Lachen der Kinder, die sich uns anvertrauen. Aber jetzt, wo wir nicht mehr selbst lesen, sondern Kinder betreuen und erziehen möchten, beschleichen uns oft plötzlich die Bedenken der pädagogischen Verantwortung. Sind wir nicht allzu rasch geneigt, die starken Empfindungen, die Angst im dunklen Wald, das Gruseln, wenn ein halber Mann durch den Schornstein herabfällt, auszuklammern oder als grausam und schädlich ganz abzulehnen? Was sprechen wir denn da? Was können wir den Kindern »zumuten«? Sind Märchen nicht doch zu grausam? Darf die Hexe in den Ofen geschoben werden, und was hat es zu bedeuten, dass der Bauch des Wolfes aufgeschnitten wird? Wie oft denken wir: »Das kann ich nicht erzählen, nicht lesen, das würde die Kinder erschrecken.«

Wenn wir allerdings genau hinhorchen, merken wir, dass Kinder, wenn sie Märchen plötzlich ablehnen, oft gerade jene Angst und Unruhe spüren, welche die Erwachsenen beim Erzählen gerade vermeiden wollten und dann doch von sich aus hinein getragen haben. Die Spannung der Mutter, wenn der »böse« Wolf erscheint, die Scheu und Angst vor der Sonne, die kleine Kinder frisst, lähmt die Kinder mehr als der gesprochene Text. Kinder nehmen solche Vorstellungen als »Bilder«. Dazu später ein Beispiel.

So sollten wir lieber versuchen, ein wenig »Kind« zu werden, wenn wir erzählen und lesen. Keinesfalls dramatisierend, nicht beladen mit Interpretation, aber auch nicht unpersönlich, sondern beschwingt wie ein Bach, der über die Steine gleitet, sollten wir versuchen, die Worte klingen zu lassen. Das ist nicht so schwierig, wie wir glauben. Wenn wir Erwachsenen auch ganz offen, »ganz Ohr« werden für das, was wir erzählen, trägt uns das Geschehen selbst mit sich fort. Können wir so erzählen, dann bekommen die dunklen Bilder, die vermeintlichen Grausamkeiten – wenn die Stiefmutter in den glühenden Pantoffeln tanzen muss oder wenn eine Hexe auf dem Scheiterhaufen zu Asche verbrannt wird – ihren notwendigen Platz im Geschehen. Der Schatten lässt das Licht heller leuchten, die schwarzen Steine im Bach lassen das Wasser aufblitzen. Kinder haben ihre eigenen verborgenen Ängste und Konflikte, die sich in Freude über den guten Ausgang des Märchens erst richtig lösen können.

Das Märchen antwortet immer

Manche betrachten das Märchen als eine Darstellung vergangener Zeiten, vergangenen sozialen Lebens. Man kann aus ihnen lernen, wie die Menschen früher arbeiteten, aßen, liebten und litten, feierten und stritten. Sitten und Gebräuche der Völker lassen sich in den Märchen weit zurück verfolgen. Man ersehnt sich

mit den Märchengestalten eine Linderung der sozialen Not, hofft, dass Zwei-äuglein zu essen bekommt und dass die Gänsemagd als die wahre Königstochter und Braut erkannt wird. Und wir entdecken, wie deutlich die Märchen das kulturelle Leben jener Zeiten spiegeln. Wenn auch der Sinngehalt der Bilder über Jahrhunderte erhalten bleibt, werden sie dann, wenn sie erzählt werden, jeweils in das Kleid der nun gegenwärtigen täglichen Lebensformen gehüllt. So entstehen aus Schwertern mit der Zeit Gewehre, so ändert sich der Charakter und die Wertung der geschilderten Handwerke und Berufe, der Kleidung, der Speisen. Der schlaue Fuchs ist in anderen Ländern ein kluger Hase oder ein listiges Kantjil (asiatisches Zwergböcklein), Hexen und Teufelsbrut zeigen sich auch als Trolle und Djin.

Wahrnehmen kann man dabei auch, wie die gleichen Motive überall auftauchen, um dann doch je nach Volksart abgewandelt zu werden. In allen Erdteilen erzählen sich die Menschen z.B., wie das Feuer entstanden ist oder warum der Mond am Himmel steht.

Wie ist es nun mit jenen Gestalten, die nicht zum täglichen Leben gehören: die Drachen, die sprechenden Tiere, die fliegenden Pferde, das goldene Schloss? Wo finden wir die Schwanenjungfrauen und andere verwandelte Prinzen und Prinzessinnen? Sind sie nicht Relikte eines veralteten Aberglaubens?

Oft richten Märchenforscher hier den Blick auf die Bilder der Seele, die sich uns im Märchen auftun. Nehmen wir uns selbst und unser inneres Leben ernst, so finden wir in den geschilderten Bildern die Bedrohungen, die Mühsale, Wandlungen und Wanderungen als Spiegelungen des eigenen Schicksals. Die unerwarteten Helfer öffnen uns die Augen für die Konflikte in der eigenen Biographie. Die Empfindung: »Ja, so geht es mir auch«, kann der Anfang sein, einen neuen Weg zu wählen und Hand in Hand mit einer Märchengestalt nach inneren Lösungen und Erlösung zu suchen.

Gerade die Reichhaltigkeit der Märchenbetrachtungen zeigt uns, wie differenziert das Leben sein kann.

Was kann aus Märchen werden?

Wer allerdings die Märchen von vornherein als Ammen- und Lügengeschichten, als mutwillige Fantastereien auffasst, der neigt zu Verballhornungen (Wortverdrehungen), zu Tonbändern mit aufreizenden Stimmen und Geräuschen, zu Karikaturen, sinnentstellenden Verkürzungen bis hin zu den absichtlich grauenerregenden Darstellungen in Wort, Bild und Film. Dann wird keinerlei Rücksicht mehr auf die eigenen inneren Bilder und Erlebnisse der Kinder genommen. Sie dürfen zwar über die viel zu schnellen Bewegungen und über Possen, Verrenkungen und Gekreische lachen. Aber die Stimmen, Abläufe, Eindrücke bleiben bei jeder Wiederholung völlig gleich, auch dort, wo z.B. Spiele-CDs eingesetzt werden, können die zuschauenden Kinder sie nur so bedienen, wie sie von Erwachsenen programmiert worden sind.

Ein fast unüberschaubarer Märchenmarkt und Tummelplatz für Marketingstrategien zur Manipulation der Kinderseele ist dadurch entstanden. Die Erwachsenen sollten diesen Markt sehr ernst nehmen. Wenn ihnen die emotionale Entwicklung der ihnen anvertrauten Kinder nicht gleichgültig ist, müssen sie sich mit den oben angeregten Kriterien um die Gestaltungen und Vorfertigungen der Märchen kümmern, ehe diese »wahllos« und verhunzt und im Comicstil im Film und Buch den Kindern zugemutet werden. Die durchaus ernsthaften Versuche, Märchen auf Tonträgern und in Spielfilmen wiederzugeben, brauchen wir nicht zu ignorieren. Aber die bodenlos schlechten, nur auf schnellen Geldgewinn angelegten Massenproduktionen sollten wir energisch ablehnen. Welchen Weg wir immer wählen, wir sollten versuchen, den Kindern ein reiches Innenleben und nicht eine rein plakative, standardisierte Fiktion zu ermöglichen.

Als einmal eine Großmutter ihrem Enkel Rotkäppchen vorlas, erschien plötzlich die Mutter und unterbrach das Lesen mit den Worten: »Jetzt kommt Rotkäppchen im Fernsehen, das musst du sehen, dann weißt du, wie das aussieht!« Aber der Film zerstörte nur die Welt der Worte und der lebendigen Phantasie.

Ein Märchen als Beispiel

Tauchen wir einmal in ein Märchen ein und fragen uns: »Was höre ich eigentlich? Was geht in dem Märchen vor? Wie sieht das aus? Wie klingt das? Wie riecht das?« Dann können die Bilder durchlässig werden für ein Wesentliches, das dahinter liegt. Als Beispiel wähle ich das bekannte Märchen »Frau Holle«.

Vergessen wir zunächst unsere moralische Empörung, die Einteilung in »Gut und Böse«, in Schwarz und Weiß, die unseren Blick auf das Geschehen nur trübt. Spüren wir die Asche an unseren Händen, den schweren Wassereimer, die Hitze des Feuers, das Reinigen der Kochtöpfe. Wundern wir uns über den seltsamen Arbeitsplatz mit dem Spinnrad am Brunnen, wo alle Frauen des Dorfes sich im Laufe des Tages einfinden, um Wasser zu holen. Die Fleißige arbeitet immer mitten im Leben. Bis die Spule ihr aus der Hand springt, nicht fällt! Ein neuer Abschnitt fängt an:

Wenn das Mädchen in den Brunnen springt und später aus seinem Bewusstseinsschlaf erwacht, liegt es auf einer schönen Wiese, auf der die Sonne scheint und viel tausend Blumen stehen. Allzu leicht huschen wir über dieses Bild hinweg. Wir sehen schon den Ofen und den Apfelbaum auf eben dieser Wiese stehen. Wir hasten weiter (wie es später die Faule tun wird!) und vergessen oder übersehen, was in und zwischen den Bildern geschieht. Diese schöne, frische Wiese gibt es nur einmal im Jahr. Nur im Frühjahr blühen die Blumen so üppig, nach dem ersten Schnitt ist die Pracht vorbei. Was wir sehen, ist reinstes Frühlingserleben unter einem klaren Himmel. Erst wenn wir dieses Bild regelrecht auf unserer Haut spüren, dann erst dürfen wir weiter wandern.

Der Backofen steht in einer ganz anderen Umgebung, keineswegs auf Blumen. Das Brot ist ausgebacken. Es wurde aus Mehl geknetet, das Mehl aus reifem Korn

gemahlen, das auf den Äckern wuchs. Die Sonne wärmt, der Ofen strahlt Hitze aus. Wir fühlen uns durchglüht wie in der wärmsten Sommerszeit. Schauen wir, wie das Mädchen diese Wärme handhabt, dass es weiß, wie und wann eine Arbeit verrichtet werden muss.

Beim Apfelbaum ist dann das Gras geschnitten, die Früchte leuchten an den dunklen Ästen, die ersten gelben Blätter sinken herab. Die Luft ist kühl. Es herbstet, und die Äpfel sind reif. Das Mädchen erntet.

Haben wir uns aber je gefragt, für wen das Mädchen erntet? Es isst kein Brot und keinen Apfel. Es erntet für andere. Wichtig ist zunächst, dass es ernten kann!

Schließlich trägt es Erlebtes und Erlerntes in das kleine Häuschen. Frau Holle sichtet die Arbeit. Dort erfährt das Mädchen, dass der winterliche Schnee die Erde warm zudeckt, damit der Frühling wieder erwachen kann. Dieses Häuschen hängt nicht oben in den Wolken, wie es immer dargestellt wird. Aus den Tiefen der Erde steigt das wärmende Wissen der Frau Holle, von dem Mädchen aus den Daunen geschüttelt, hoch hinauf und verwandelt sich oben erst in die klaren Schneekristalle. Immer wieder wird im Text darauf hingedeutet, dass der Weg von unten nach oben führt.

So erleben wir die Schönheit und die Bedeutung des Jahreskreislaufs, der zugleich ein Lebenslauf ist und sich im Geschehen jedes einzelnen Tages, Morgen – Mittag – Abend, spiegelt. Und eben jenen Tages-Lauf hat sich die Fleißige in harter Arbeit erobert und verinnerlicht. Nur zu rasch sind wir geneigt, die Arbeit eines Aschenputtels als »Drecksarbeit« abzustempeln. Für uns »wühlt sie in der Asche«, und damit schließen wir uns kurzzeitig der Meinung der Faulen an. Das Märchen erzählt aber in einfachen Bildern, wie wichtig es ist, dass das Feuer nie erlischt, denn das war die Aufgabe einer Aschenmagd! Erst wenn das Feuer aus der über Nacht zugedeckten Glut frisch angefacht und der Kessel mit klarem Wasser aufgehängt wurde, wenn die Grundlagen des Lebens, das Geheimnis von Wasser und Feuer, ergriffen und begriffen wurden, stehen die faule Mutter und die faule Schwester auf. Sie »verschlafen« die Arbeit.

Fühlen wir jetzt das mühsame Spinnen am Nachmittag am Brunnen? Nicht Wolle, sondern Flachs gleitet über die Finger und schneidet blutige Risse. Von dem Aschenputtel wird der Tageslauf durcharbeitet und durchlitten. Dadurch wird es ihm möglich sein, im unterbrunnischen Reich zu ernten. Schließlich strebt es mit dem Reichtum seiner neuen Fähigkeiten zurück nach Hause. Es teilt den anderen von seinem Reichtum mit!

Stellen wir nochmals am konkreten Beispiel die Fragen nach Gut und Böse, nach der »Grausamkeit«. Wenn wir Märchen als Bilder für die menschliche Seele nehmen, so stellen Gut und Böse Grundkräfte jeder menschlichen Seele dar. Wir selber sind zugleich die Fleißigen und die Faulen. Das Märchen hilft uns dann, die dunklen Seiten unseres Wesens zu überwinden. Gold bezeichnet die lichte Seite der Seele, Pech die Dumpfheit, die in die Schwere führt. Dieser Zustand ist nicht unabänderlich. Es gibt viele Märchen, in denen das Garstige durch Liebe

überwunden und erlöst wird.

Können Kinder das verstehen?

Die Frage, ob Kinder das Gleiche erleben, ist müßig. Sie spüren unser Bemühen, das Märchen »wahr zu nehmen«, uns für eine objektive Bilderwelt zu öffnen. Mit ihnen darüber zu sprechen, wäre verfehlt, denn jedes Kind spiegelt diese Welt so, wie es geartet ist. Die Eigenart dieser Bilderwelt zu erfahren, ist Chance und Aufgabe für uns Erwachsene. Wenn uns das zu Bewusstsein kommt, kann in jedem von uns ein Schatz gehoben werden. Und den Kindern schenken wir mit den Märchen einen Schatz an Bildern, die nicht fertig sind, sondern die sich ändern, die mit ihnen wachsen können.

Zur Autorin: Arnica Esterl wurde 1933 in Den Haag/Holland geboren. Sie verbrachte die Lernjahre im Krieg auf einem Bauernhof in Friesland, die Lehrjahre in Den Haag, die Wanderjahre an den Universitäten in Amsterdam und Tübingen, wo sie Germanistik, Philosophie und Friesisch studierte. Nach ihrer Heirat mit Dietrich Esterl zog sie nach Deutschland; heute lebt sie in Stuttgart. Märchen erzählte sie zuerst als Mutter, dann für alle Altersstufen, hält daneben Seminare und Kurse mit Eltern und Erziehern. Mitarbeit in der Europäischen Märchengesellschaft und dem von ihr mitbegründeten »Stuttgarter Märchenkreis«. Übersetzung und Gestaltung von Märchensammlungen.



Es gibt eine eindrückliche Schilderung in einem Essay von *Christa Wolf*. Sie versucht darin in einer Art Selbstexperiment in sich auszulöschen, was sie an »Geschichten« in ihrer Kindheit aufgenommen hat und nachzuspüren, was dann bleibt:

»Beginne ich in mir abzutöten: das makellose, unschuldig leidende Schneewittchen und die böse Stiefmutter, die am Ende in den glühenden Pantoffeln tanzt, so vernichte ich ein Urmuster, die lebenswichtige Grundüberzeugung vom unvermeidlichen Sieg des Guten über das Böse. Ich kenne auch keine Sagen, habe mir nie gewünscht, an der Seite des hürnenen Siegfried dem Drachen gegenüberzutreten; niemals bin ich vor einem Rauschen im finsternen Wald erschrocken: Rübezah! Die Tierfabeln habe ich nie gehört, ich verstehe nicht, was das heißen soll: »listig wie ein Fuchs«, »mutig wie ein Löwe«. Eulenspiegel kenne ich nicht, habe nicht gelacht über die Listen der Schwachen, mit denen sie die Mächtigen besiegen. Die sieben Schwaben, die Schildbürger, Don Quichote, Gulliver, die schöne Magelone – hinweg mit ihnen. Weg mit dem ohnmächtig donnernden Zeus und der Weltenesche Yggdrasil, weg mit Adam und Eva und dem Paradies. Nie ist eine Stadt mit Namen Troja um einer Frau willen bestürmt und eingenommen worden. Nie hat ein Doktor Faustus mit dem Teufel um seine Seele gerungen.

Arm, ausgeplündert, entblößt und ungefeilt trete ich in mein zehntes Lebensjahr. Brennende Tränen sind ungeweint geblieben; der Hexe im Märchenbuch wurden nicht die Augen ausgekratzt; die jubelnde Erleichterung über die Rettung eines Helden habe ich nicht kennen gelernt; nie bin ich zu den phantastischen Träumen angeregt worden, die ich mir im Dunkeln erzähle ... Meine Moral ist nicht entwickelt, ich leide unter geistiger Auszehrung, meine Phantasie ist verkümmert. Vergleichen, urteilen fällt mir schwer. Schön und häßlich, gut und böse sind schwankende, unsiche-

re Begriffe. Es steht schlecht um mich. Wie soll ich ahnen, daß die Welt, in der ich lebe, dicht, bunt, üppig, von den merkwürdigsten Figuren bevölkert ist? ...

Kurz: der Gang zu den »Müttern« hat nicht stattgefunden, aus den Quellen ist nicht getrunken worden, das Maß für Menschen und Dinge wurde nicht gesetzt. Die verpaßten Erschütterungen sind nicht nachholbar. Eine Welt, die nicht zur rechten Zeit verzaubert und dunkel war, wird, wenn das Wissen wächst, nicht klar, sondern dürr. Fad und unfruchtbar sind die Wunder, die man seziert, ehe man an sie glauben durfte.

Tabula rasa. Ich bin am Ende. Mit den Wurzeln ausgerissen, ausgelöscht in mir eines der größten Abenteuer, die wir haben können: vergleichend, prüfend, sich abgrenzend allmählich sich selbst sehen lernen. Sich messen an den deutlichsten Gestalten aller Zeiten ... Die eigenen Konturen, anstatt deutlicher zu werden, lösen sich auf; das Bewußtsein, anstatt sich zu klären, ver-schwimmt.

... nun muß man weitergehen. Die feineren, schwer beweisbaren Wirkungen gilt es auszutilgen ... : die Übung und Differenzierung des psychischen Apparates; die Schärfung der Sinne; Erweckung der Beobachtungslust, der Fähigkeit, Komik und Tragik von Situationen zu sehen, Heiterkeit aus Vergleich mit Vergangenen zu ziehen, das Heroische als die Ausnahme zu würdigen, die es darstellt; und das Gewöhnliche, das sich immer wiederholt, gelassen zur Kenntnis zu nehmen und womöglich zu lieben. Vor allem aber: zu staunen; unaufhörlich zu staunen über seinesgleichen und sich selbst.«

Christa Wolf schließt mit dem furchtbaren Urteil als Ergebnis dieses Experiments: »Ich bin nicht ich!«¹

1 Christa Wolf: Tabula rasa, in: Lesen und Schreiben. Neue Sammlung. Essays, Aufsätze, Reden, Neuwied 1980